

Christliche Gemeinde zwischen Tradition und Fortschritt

Auszug aus dem Bericht von Präses Dr. Christoph Morgner, Kassel, vor der Gnadauer Mitgliederversammlung im Februar 2005, die sich anlässlich des Startes des „Zahnrad-Prozesses“ intensiv mit dem Fragen nach dem Miteinander der Generationen beschäftigt hat.

0. Vorbemerkungen

Fegt der Wind des Wandels durchs Land, kann man sich unterschiedlich verhalten: Die einen ärgern sich und bauen Windschutzhecken oder gar –mauern, um sich vor der kühlen Brise zu schützen. Bei anderen kommt Freude auf, und sie bauen Windmühlen, um sich die Kraft des Windes nutzbar zu machen, wobei dahingestellt bleibt, ob man damit Strom erzeugt oder leeres Stroh drischt.

In unserem Land wirbelt der Wandel. Dabei bleibt kein Feld ungeschoren: ob es die Arztpraxis ist, das landwirtschaftliche Anwesen, die Produktion im Betrieb, der Alltag im Büro, der Verlauf eines Studiums. Jeder Bürger bekommt das zu spüren. Und zwar vor allem in seiner schmerzhaften Ausprägung: Urlaubs- und Weihnachtsgeld werden gestrichen, Gehälter gekürzt, Arbeitszeiten verlängert, Renten gemindert und Gesundheitskosten erhöht.

Leider wird von den Verantwortlichen nicht hinlänglich klar gemacht, in welche Richtung sich der Wandel vollziehen soll und was bei den eingeleiteten Prozessen als handlungsleitende Vision vor Augen steht. Die entsprechenden Gremien haben offensichtlich nicht nur ein Vermittlungsdefizit, sondern vor allem ein Motivationsproblem, ja tiefer noch betrachtet: ein Sinnproblem. Nach den dominierenden Aufgaben der vergangenen Jahrzehnte (Westintegration der alten Bundesrepublik in den fünfziger Jahren, Annäherung zwischen Ost und West in den siebziger Jahren, Vollzug der Wende in den neunziger Jahren) sind die großen politischen Ziele abhanden gekommen. Welches Gesellschaftsbild steht den politischen Verantwortlichen vor Augen? Woraufhin werden Reformprozesse eingeleitet? Das kann gegenwärtig nicht einsichtig vermittelt werden. Schlicht gesagt: Es fehlt die Vision für die Zukunft. Würde sie vor Augen stehen und gewinnend vermittelt werden, wäre ein günstiger Boden für die Akzeptanz unabdingbarer Veränderungsprozesse bereitet.

Der Wirbel des Wandels pustet auch durch die religiöse Landschaft. Er lässt auch unsere Gemeinschaftsarbeit nicht ungeschoren, sowohl in der vor Ort als auch in den Verbänden und diakonischen Einrichtungen, in den theologischen Ausbildungsstätten und Missionen, in den Jugendarbeiten und nicht zuletzt im Gesamtverband. Kein Sektor zwischen Kindes- und Greisenalter bleibt dabei ausgespart. Zwar erleben wir – dem HERRN sei's gedankt – aufs Ganze gesehen keine gravierenden zahlenmäßigen Abbrüche, wohl aber zeigt sich, dass künftige Veränderungen unvermeidlich sind, will die Gemeinschaftsbewegung ihren Essentials „Gemeinschaftspflege und Evangelisation“ weiterhin effektiv nachkommen. Darüber haben wir in der Mitgliederversammlung rechtzeitig nachzudenken, wenn wir nicht vom Leben gestraft werden wollen.

Die Zukunft will gemeinsam gestaltet werden. Das klingt banal, muss aber vor dem Hintergrund der lauernden Gefahr deutlich unterstrichen werden, dass sich Generationen angesichts der demographischen Problemlage mehr und mehr zu Interessengruppen entwickeln, sich demgemäß verhalten und - nach jetziger Lage der Dinge – immer weiter auseinanderdriften, um am Ende zu Konkurrenten, ja Gegnern zu werden.

Es gehört nach christlicher Überzeugung zur menschlichen Verantwortung, dass jede Generation das Ihre dazu beiträgt, auch zukünftig ein gedeihliches und verlässlich planbares Leben für Junge und für Alte und ausgewogene wirtschaftliche Perspektiven für alle zu ermöglichen. Es kann nicht lediglich die Aufgabe der nachrückenden Generation sein, die Zukunftsfähigkeit der Gesellschaft zu besorgen, die ja primär die eigene Zukunft ist, während die alte Generation das Heute genießt und ihre Besitzstände möglichst ungeschmälert zu bewahren sucht. Das führt zu Verdruss und nährt das Misstrauen zwischen den Generationen.

Hier hat sich zu erweisen, ob sich die christliche Gemeinde heute als ein perspektivreicher „Vortrupp des Lebens“ (Helmut Gollwitzer) versteht oder ob sich in ihren Reihen lediglich das abspielt, was sich gesellschaftlich an Verteilungskämpfen zwischen den Generationen zuträgt bzw. in verschärfter Form noch zutragen wird. Was man seit jeher als Generationenkonflikt versteht und was nach wie vor in Spannungen hält¹, bekommt durch die demographische Entwicklung eine zusätzlichen Schub. Es gewinnt eine neue, geradezu bedrohliche Dimension, deren mögliches Ausmaß wir erst zu ahnen beginnen.

Insofern stellt die Frage, wie in unserem Raum die Generationen miteinander umgehen, nicht nur ein Binnenproblem dar, sondern sie berührt die Relevanz der Gemeinschaftsbewegung für die weitere gesellschaftliche Entwicklung.

Fest steht: Nur was sich im Wirbel des Wandels verändert, wird bestehen bleiben. Deshalb werden im Folgenden vier Felder herausgegriffen, auf denen sich unter uns Wandlungsprozesse ereignen. An uns als Verantwortliche ist es, den Wind des Wandels so zu lenken, dass damit unsere „Mühlen“ kräftig bewegt werden, so dass wir in die Lage kommen, Menschen zum Christwerden und Christbleiben zu ermutigen.

1. Christliche Gemeinde zwischen Tradition und Fortschritt

Damit rühren wir ein heißes Eisen an. In diesem Thema liegt Zündstoff für alle Generationen. Das erleben wir vielerorts in dramatischer Ausprägung: in der Gestaltung von Gottesdiensten bzw. Gemeinschaftsstunden, in der Konzeption größerer Tagungen und Konferenzen, in der Liedkultur, in der praxis pietatis und wo auch immer. Fronten stehen sich mancherorts hart gegenüber. Dabei droht das geistliche Anliegen, für das alle Beteiligten stehen, Schaden zu nehmen. Umso

¹ „Der Generationenkonflikt ist so alt wie die Menschheit selbst. Es gab ihn schon immer. Er gehört wesensmäßig zum Menschsein. Die Kinder wachsen in anderen Zeitverhältnissen auf als ihre Eltern. Sie werden von klein auf anders geprägt als die vorhergehende Generation. Das schafft Unterschiede und vielfach Spannungen“ (Heimbucher, Kurt / Schaudé, Otto, Alt und jung – wir gehören zusammen!, Dillenburg 1981, S. 3). Einige Aspekte der verschärften Problemlage heute nennt Hartmut Stropal: Jung und alt, in: Auftrag und Weg, S. 9.

wichtiger ist es, dass wir als Verantwortliche über die Zusammenhänge grundsätzlich nachdenken.

Mehr denn je wird heutzutage Tradition gering geachtet. Das war nicht immer so. Beispielhaft hierfür sei der Milchmann Tevje aus dem Musical „Anatevka“ genannt. Er lebt in einem jüdischen Dorf. Eines seiner bekanntesten Lieder lautet: „Tradition“. Für Tevje ist klar: Die Tradition ist heilig. Was man von den Vätern und Müttern übernommen hat, verpflichtet alle bis zum heutigen Tag und darüber hinaus. Das wird nicht hinterfragt, sondern praktiziert, einfach deshalb, weil es Tradition ist. An ihr wird nicht gerüttelt. Tradition – damit basta.

Solche Haltung mutet vorgestrig an. Denn bei vielen Christen stehen Traditionen nicht hoch im Kurs. Überkommenes wird eher als Auslaufmodell bewertet. Es zählt das Aktuelle und Frische. Das hat den Reiz des Unverbrauchten. Darauf fährt man ab. Die Gläubigkeit an das Neue ist mancherorts hoch ausgeprägt.

Fakt ist: Wir können heute nichts mehr mit der Tradition begründen, sondern wir müssen die Tradition selber begründen und ihren Sinn darlegen. Und zugleich gilt es zu erläutern, warum wir einzelne Traditionen verlassen, um neue Wege zu beschreiten. Die Zeit der Selbstverständlichkeiten ist unwiederbringlich vorüber.

Uns als Verantwortlichen ist die hohe Kunst aufgetragen, Tradition und Fortschritt, Bewegen und Bewahren jeweils angemessen und zugleich zu ihrem Recht kommen zu lassen, und das quer durch alle Altersstufen hindurch. Wer das Pflegen der Tradition den Älteren, der nachrückenden Generation jedoch das Erneuern überlässt, tut beiden Generationen nichts Gutes. Alle in der christlichen Gemeinde sind dringend darauf angewiesen, Tradition und Fortschritt, Bewahren und Bewegen gleichermaßen auf ihre Fahnen zu schreiben.

1.1. Die Tradition

„Gott hat geredet“. So markiert christliche Theologie das Axiom² für unseren Glauben. Mit dem offenbarenden Reden Gottes sind automatisch Traditionen gesetzt. Gott hat seine Spuren bei einzelnen Menschen und in Jesus Christus seinen Fußabdruck auf unserer Erde hinterlassen. Sein Wort in der Heiligen Schrift bezeugt, was er für uns getan hat und noch tun wird. Indem wir glauben, partizipieren wir an diesem breiten Strom der Tradition und tauchen gewissermaßen darin ein: die Heilstaten Gottes, bezeugt in der Heiligen Schrift, die Bekenntnisse der Christenheit, die theologischen Grundlegungen durch die Reformatoren, die Kultur des Liedgutes usw. Was „tradiert“³ ist, gibt unserem Glauben Wurzeln. Traditionen nähren ihn und verleihen ihm Stabilität.

Zur Tradition gehört nicht nur das inhaltliche Glaubensgut, sondern auch die Form, in der es bewahrt, gepflegt und durch die Jahrhunderte transportiert worden ist. Beide - Glaubensgut und Form - lassen sich nicht voneinander ablösen, sondern bedingen sich wechselseitig. Die inhaltliche Tradition bedarf einer ihr gemäßen und der Zeit entsprechenden Form, damit sie vermittelt und überliefert werden kann. So gehören zur christlichen Tradition auch die wissenschaftliche und erbauliche Lektüre der Bibel, die Kultur der Predigten, die Abläufe von gottesdienstlichen Handlungen, die Anliegen und Strukturen der Diakonie etc. Es gibt keinen christlichen Glauben ohne

² Darunter versteht man einen nicht mehr hinterfragbaren Grundsatz, auf dem alles Weitere aufbaut.

³ Vom lateinischen „tradere“: übergeben, anvertrauen, überliefern

Tradition. Wir befinden uns immer auf den Schultern derer, die vor uns an den dreieinigen Gott geglaubt und ihm gedient haben.

Es ist wichtig, sich das immer wieder bis in den persönlichen Bereich hinein bewusst zu machen und innezuhalten: „Wovon bin ich geprägt? Aus welchen Traditionen stamme ich? Wie wirkt sich das heute bei mir aus?“

1.1.1. Segen

Die Tradition bietet unserem Christsein Beheimatung und verlässlichen Halt. Sie überliefert die anvertrauten Inhalte. Wie der Stab einer Staffel werden bereits im AT geistliche Traditionen von Generation zu Generation weitergegeben (5Mo 6,20ff). Im NT werden die Jünger von Jesus aufgefordert, die Menschen zu lehren, „was ich euch befohlen habe“ (Mt 28,20). Der Apostel Paulus greift in 1Kor 15,1ff auf Traditionen zurück, denen er seine Botschaft verdankt. Keiner seiner Leser soll meinen, Paulus verkündige ein Privatevangelium. Der Rückgriff auf die Tradition ist für seine Verkündigung konstitutiv.

Wo das Wort Gottes Gehör findet und auf Glauben stößt, bilden sich automatisch Traditionen aus, in denen die Glaubenden mit der Glaubensgeschichte verknüpft werden. Die Tradition sorgt somit für geistliche Linienführungen. Es entsteht eine nachprüfbare, verlässliche inhaltliche Kontinuität, z.B. durch formulierte Glaubensbekenntnisse, die wir bereits im NT vorfinden, dann auch später in der Christenheit. Die christliche Botschaft kennt keinen inhaltlichen Zick-Zack-Kurs, sondern sie ist von überprüfbarer Stetigkeit. Dafür steckt die Tradition die entsprechenden Bahnen ab. Dann und wann geraten diese aus dem Lot und müssen neu justiert werden. So hat es sich beispielsweise in der Reformationszeit durch das Proklamieren der Exklusivpartikel⁴ zugetragen.

Dann erfüllt Tradition ihren Zweck, wenn sie das christliche Erbe unverkürzt erhält und so transportiert, dass die Jesusbotschaft heute substantiell unverändert ankommen, ansprechen und überzeugen kann. Helmut Thielicke schreibt zu diesem Prozess: „Statt zu einer passiven Entgegennahme muss es zu einer eigenständigen Aneignung kommen. Die Soziologen sprechen hier von der Aufgabe einer ‚Internalisierung‘, einer bewussten oder unbewussten Übernahme in das eigene Innere“⁵.

Obendrein erleichtert die Tradition den christlichen Alltag. Weil wir auf biblische Maßstäbe verwiesen werden, müssen wir uns nicht auf Schritt und Tritt neu entscheiden, wie wir uns zu verhalten haben. Bestimmte Richtwerte stehen für uns fest, z.B. in den Zehn Geboten und in der Bergpredigt Jesu.

Auch in der praktizierten Frömmigkeit müssen wir das Rad nicht neu erfinden, sondern können auf bewährte Traditionen zurückgreifen: Beten, Bibellesen, Spenden, Mitarbeiten. Wir lernen dabei von den Christen, die länger als wir im Glauben stehen. Deren Traditionen helfen uns, in unserer Frömmigkeit eigenen Tritt zu fassen. Wir gehen mit ihrer Praxis in einem guten Sinn „kritisch“ um und übernehmen das Überlieferte mit den uns gemäßen Änderungen.

⁴ Solus Christus: allein Jesus Christus; sola scriptura: allein die Schrift; sola gratia: allein aus Gnaden; sola fide: allein durch den Glauben

⁵ Helmut Thielicke, Mensch sein – Mensch werden, München 1976, S. 264

Nicht zuletzt liefert die Tradition Anknüpfungspunkte für die christliche Mission. So eignet sich das Kirchenjahr mit seinen Stationen Advent, Weihnachten, Ostern, Erntedank, Ewigkeitssonntag etc. sehr gut dafür, auf Außenstehende zuzugehen und sie zu einer christlichen Veranstaltung einzuladen. Die mit diesen Festen tradierten Bräuche, Lieder und Gedenkformen, dazu auch die Feier des Sonntags, dienen als vorzügliche Brücken für einladende Gemeindearbeit.

1.1.2. Gefahren

Aber die Tradition hat auch ihre gefährliche Seite. Sie ist nicht automatisch in Bausch und Bogen positiv, wie man oft meint. In der Tradition steckt auch ein hohes Gefahrenpotential. Somit erweist sich Tradition als Segen und Hindernis zugleich. Es obliegt den Leitungsverantwortlichen auf allen Ebenen, hier sorgsam zu unterscheiden.

Tradition neigt zum Verkrusten. Die überlieferten Inhalte und Formen werden häufig steif und starr abgespult, ohne sie nach ihrem tiefen Sinn zu befragen. Das wirkt oft seelenlos, meilenweit entfernt vom aktuellen, lebendigen Menschen. Die Inhalte werden ohne Zeitbezug weitergegeben. Was früher frisch und aktuell, ja revolutionär wirkte, reißt heute nicht mehr vom Hocker⁶. Es wirkt hohl und nichtssagend.

Das ist verständlich: Traditionen nutzen sich unweigerlich ab, wenn sie nicht immer wieder in ihrer Brisanz erhellt werden. Profile schleifen sich automatisch ab. Dafür sorgt allein die Zeit. Deshalb müssen sie ständig neu „profiliert“ werden. Gewohntes steht in der Gefahr, gewöhnlich zu werden. Man begreift kaum noch seinen ursprünglichen, tiefen Sinn. Häufig sind tradierte Aussagen Bekenntnisse und Kampfansagen, deren Anliegen heute in neue gesellschaftliche Umstände hinein über-setzt werden muss⁷, will man ihnen gerecht werden.

Wo ausschließlich die Tradition den Takt vorgibt, degenerieren Gemeinden unweigerlich zu Museen. Alles – oft auch das Ambiente -- wirkt stehengeblieben, verstaubt, überholt und lebensfremd. Kommt man dazu, betritt man eine andere, gestrige Kultur. Tradition kann zu einem engen Korsett werden, das einschnürt und auf lange Sicht unbeweglich und unbedeutend macht.

Wo man sich ihr ungefiltert hingibt, verklärt man das Gestern. Das Eigentliche liegt in der Vergangenheit. Deshalb möchte man sie ins Heute hinüberretten. So wie es gestern war, war es richtig. Damit verbindet sich häufig die stille, aber irriige Hoffnung: „Würden wir es heute genauso praktizieren, stellte sich der gleiche Segen ein“.

Doch dabei handelt es sich um einen Trugschluss. Zeiten und Menschen haben sich verändert. Deshalb greift heute vieles vom Traditionellen nicht so wie früher: die vertraute Sprache der Lutherübersetzung von 1912, alte Lieder mit sprachlichen

⁶ So das neutestamentliche Bekenntnis „Herr (kyrios) ist Jesus“. Das hat Christen damals in alle religiösen und politischen Nesseln gesetzt und ihnen Verfolgung eingebracht. Wenn heute gesagt wird „Herr Jesus“, dann klingt das eher mild und verniedlichend. Die Aufgabe der Verkündigung besteht darin, die Tradition heute so zum Klingen zu bringen, dass sie ähnlichen inhaltlichen Sprengstoff entbirgt, wie er dazumal enthalten war. Nur dann, und nicht im bloßen Wiederholen des Wortlauts, wird man dieser Tradition gerecht.

⁷ Siehe z.B. das „Ehr sei dem Vater und dem Sohn..“ (gloria patri) aus dem Introitus des evangelischen Gottesdienstes.

Eigentümlichkeiten, die herkömmlichen Formen von Evangelisationen und Gottesdiensten usw.

Leider werden in diesem Zusammenhang gern Formen und Inhalte in eins gesetzt und als etwas Untrennbares miteinander verwoben. Weil man Angst um die biblischen Inhalte hat, hält man an überkommenen Formen eisern fest. Sie werden als Garanten für Inhalte betrachtet.

Die Tradition hat darüber hinaus einen entscheidenden Nachteil: Sie kennt keine aktuellen Antworten. Wer sich ausschließlich der Tradition verschreibt, verliert das Leben in der Gegenwart aus den Augen. Die Tradition kennt verständlicherweise keine Antworten auf Fragen, die sich heute aufdrängen: Gentechnologie, PID⁸, Erlebnisorientierung, Pluralismus, BSE, Stammzellenforschung, Terrorismus etc.

Wer sich lediglich traditionsverhaftet bewegt, tut sich mit neuen Herausforderungen schwer. Aktuelle Probleme kommen in der Verkündigung nicht vor⁹. Zwar meint man, sich damit in biblischen Bahnen zu bewegen, geht jedoch am Anliegen der biblischen Botschaft vorbei: die klaren Grundinhalte auf ständig neue Gegebenheiten einzuspielen. Adolf Schlatter bringt es unmissverständlich auf den Punkt: „Eine Kirche, die nur lehren will, was immer gelehrt wurde, und nur tun will, was immer schon getan wurde, hat sich vom Neuen Testament gelöst“¹⁰.

Um den Gefahren der Tradition zu entgehen und neue, gute Tradition zu bilden, ist das Element des Fortschritts unerlässlich.

1.2. Der Fortschritt

Ist die Tradition vergangenheitsorientiert, so richtet sich der Fortschritt auf die Zukunft.

1.2.1. Segen

Die Bibel weiß: Jede Zeit bringt neue Herausforderungen. Gott verharrt nicht im Gestern und Heute, sondern er schreitet fort hin zu dem Ziel, das er seiner Gemeinde und der Welt gesteckt hat. Wir gehen diesen Weg mit. Er prägt unseren Glauben und unsere Lebensgestalt. Deshalb gehört zur Tradition stets auch die Erneuerung, das bewegliche Element.

So erleben wir es bereits im AT: Die Propheten stellen sich in ihrer Botschaft zielgenau auf die Menschen ein, die sie vor sich haben. Ihnen geben sie weiter, was im Namen Gottes hier und heute gesagt werden muss. Ihre Botschaft erweist sich deshalb als höchst aktuell und brisant.

Auch die Apostel der jungen christlichen Gemeinde stellen sich flexibel auf ihre Zeit und die Menschen ein. In ihrer Mission ist der Zeit- und Menschenbezug unverkennbar. Ähnlich halten es Missionare bis zum heutigen Tag. Auch die Anfänge

⁸ Prä-Implantations-Diagnostik

⁹ So hat Jürgen Mette auf dem letzten Gnadauer Kongress in einem Seminar berichtet, dass ein Verkündiger am Sonntag unmittelbar nach dem 11. September 2001 mit keinem Wort auf das schreckliche Ereignis eingegangen sei.

¹⁰ Adolf Schlatter, Die Bibel verstehen, Aufsätze zur biblischen Hermeneutik, Gießen 2002, S. 111

der Gemeinschaftsbewegung sind ohne „moderne“, fortschrittliche Elemente nicht zu denken gewesen. Hätte man lediglich das weitergeschrieben, was im Schwange war, wäre es nicht zu der rasanten Entwicklung gekommen, die unsere Bewegung ausgezeichnet hat¹¹.

Das alles entspricht dem Wesen unseres christlichen Glaubens: Er ist etwas Lebendiges und stellt sich schmiegsam auf Neues ein. Glauben an Jesus Christus ist immer zeitgemäß. Nie kann er als unpassender Fremdkörper abgetan werden. Als Christen polieren wir keine Ladenhüter auf, sondern haben in jeder Zeit Wichtiges zu sagen.

Deshalb wird uns mehrfach im NT das Wachsen im Glauben, in der Erkenntnis und in der Liebe ans Herz gelegt (siehe u.a. 2Petr 3,18). Christsein soll nicht statisch verharren, sondern innerlich zunehmen und reifen, so dass wir „prüfen“ können, was Gott will. Christlicher Glaube fragt stets neu nach dem aktuellen Willen Gottes (so u.a. Phil 4, 8).

Zum andern fördert der Fortschritt die missionarische Beweglichkeit. Wer andere für den Glauben an Jesus Christus gewinnen will, muss beweglich vorgehen (siehe u.a. 1Kor 9,19ff) und sich schmiegsam auf andere Menschen einstellen. Starre, traditionsverhaftete Christen sind meist missionarisch schwach. Ihnen liegt das Hüten des Bestehenden mehr als das Aufbrechen zu neuen Ufern, hin zu den Menschen, die für Jesus und den Glauben gewonnen werden sollen.

Außerdem sorgt der Fortschritt für belebende Abwechslung. Das zunächst in der persönlichen Frömmigkeit, aber darüber hinaus auch in der Praxis unserer Gemeinschaften und ihrer Gruppen. Jedes Einerlei hat es an sich, dass es sich irgendwann abnutzt. Es langweilt auf Dauer. Deshalb ist immer wieder Neues und Überraschendes gefragt. Das belebt und macht neugierig. So kann Tradiertes neu lebendig und interessant werden. Außerdem werden wir damit unterschiedlichen Persönlichkeitstypen gerecht: „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen“. Nicht jede Gestaltungsform spricht jeden an. Je variabler wir vorgehen, desto größer wird die Chance sein, alle Anwesenden zu erreichen und einzubinden.

1.2.2. Gefahren

Aber auch beim Fortschritt lauern Gefahren. Wer lediglich die Erneuerung auf seine Fahnen schreibt, wird hinter allen möglichen Trends herhecheln, um ja nichts zu verpassen und auf jeden Fall auf dem laufenden zu sein. Die Neigung zu Hektik und Flüchtigkeit nimmt zu. Atemlos werden die Themen gewechselt, die als interessant gelten: mal Gemeinde, mal Umwelt, mal Bekehrung, mal Gaben, mal Frieden. Auch die Formen werden einer ständigen Veränderung unterworfen: mal so, mal so. Deshalb kann sich keine vertraute Atmosphäre bilden. Es fehlt die Nestwärme. Es entsteht kein Klima der Geborgenheit. Die Überraschung wird zum Prinzip, der Prediger zum Entertainer. Aber die Seelen der Menschen kommen nicht mit.

Wo nur das Heute zählt, überschätzt man die Gegenwart. Traditionelles wird gering geachtet. Was Gott gestern getan hat, gilt als etwas Überholtes. Es herrscht

¹¹ „Den Zeitabschnitt von 1888 - 1903 kann man mit Recht als die Blütezeit der jüngeren Gemeinschaftsbewegung bezeichnen. Eine derartige Vorwärtsbewegung hat es in der Geschichte des Gemeinschaftswesens bis heute nicht wieder gegeben“ (Dieter Lange, Eine Bewegung bricht sich Bahn, Gießen/Dillenburg 1979, S. 113). Menschen kamen zum lebendigen Glauben an Jesus Christus. Sie wurden in „Privaterbauungs-Versammlungen“ (so eine Formulierung auf der ersten Gnadauer Konferenz) gesammelt, die sich künftig stärker bündeln und lokal organisieren sollten.

stillschweigend die unbescheidene Tonart: „Mit uns beginnt das Reich Gottes“. Gestriges kann vergessen und muss überwunden werden. Aber hier wird die Gegenwart zu Lasten der Vergangenheit überschätzt. Was neu ist, gilt automatisch als gut. Schnell und unkritisch fährt man auf alles ab, was angeboten wird und schnellen Erfolg verspricht. Dieser Machbarkeitswahn hat böse Folgen: Man wird unweigerlich anfällig für Trends aller Art. Hauptsache, sie versprechen Zulauf und Zuspruch.

Weil die Brücke zur Tradition abgebrochen worden ist, fällt die Vergangenheit als Regulativ und kritische Instanz aus. Man hat nur sich im Hier und Heute.

Hierbei wird die Kontinuität vernachlässigt. Damit schwimmt unweigerlich die christliche Kontur. Die Botschaft wird unscharf, weil wechselhaft. Wofür steht man eigentlich? Wohin gehört man? In der Sprache unserer Väter gesprochen: Man biedert sich dem Zeitgeist an und gibt sich Stimmungen hin. Unter der Hand wird dann eine Gemeinde abhängig von Menschen und ihrer Tagesform. Man neigt zu Wechselbädern: heute so, morgen so¹². Doch sprunghaftes Verhalten und Gestalten irritieren. Sie wirken nicht nachhaltig.

Wo Traditionen fehlen, müssen diese ebenso zielstrebig wie behutsam aufgebaut, lieb gemacht und eingeübt werden. Im Bild gesprochen: Die Traditionen bilden das Gleis, auf dem der Zug des Glaubens rollen kann.

1.3. Kurzes Fazit:

Tradition und Fortschritt gehören zusammen wie die beiden Ruderblätter eines Bootes. Beide wollen gleichzeitig bewegt werden und so das Boot in Fahrt halten. Wird dagegen einseitig gerudert, dreht sich das Boot unweigerlich im Kreis. Dagegen ist keine Generation bzw. Altersstufe gefeit.

Werden Tradition und Fortschritt einseitig gepflegt, mindert damit die christliche Gemeinde ihre Relevanz:

- Einerseits wird die Botschaft als gestrig und museal empfunden. Sie regt weder auf noch an.
 - Andererseits wird vor lauter Abwechslung nicht klar, wofür man inhaltlich steht.
- Beide Male verlieren wir Licht- und Salzkraft (Mit 5,13ff) und werden damit an den Menschen schuldig, denen wir das Evangelium auszurichten haben.

1.4. Das unerlässliche Zusammenspiel

Zum persönlichen Glauben und zum Leben der Gemeinde gehören das statische und das variable Element. Bei Beiden handelt es sich um eminente biblische Anliegen¹³. Beide sind glaubenswichtig. Die Kunst besteht darin, beides zu pflegen, sie in ein gutes Verhältnis zueinander zu setzen und um ihre gleichzeitige Berücksichtigung immer neu zu ringen.

¹² Eine Frau sagte mir im Blick auf ihre Gemeinschaft mit einem leicht abschätzigen, bedauernden Unterton: „Bei uns geht es zu wie im Theater“.

¹³ Siehe z.B. die Texte, die zum „Bleiben“ ermuntern (u.a. Jäh 15; 2Tim 3,14), aber auch solche, die auf ein „Verändern“ (Röm 12,2) und ein Wachsen und Reifen abzielen.

Für dieses Zusammenspiel liefern uns die Anfänge der Christenheit ein beredtes Beispiel: Am Pfingstfest lodert die Flamme der Erweckung. Die Botschaft von Jesus geht den Hörern „durchs Herz“ (Apg 2,37). Hier werden in jeder Hinsicht neue Seiten aufgeschlagen. Gott schreitet mit seiner Gemeinde fort. Es geht hierbei überraschend und springlebendig zu. Nicht nur einzelne Menschen, sondern auch der Kreis der Jünger werden verändert. Es entsteht christliche Gemeinde. Fortschritt pur!

In den neuen Verhältnissen bilden sich umgehend Traditionen aus (Apg 2,42). Der geweckte Glaube bekommt dadurch einen Rahmen und wird zu einem festen Bestandteil der Lebensführung des einzelnen. Dem korrespondieren die gemeindlichen Angebote, die darüber hinaus dafür sorgen, dass das Neue mit dem Überkommenen aus dem AT verzahnt und somit in einen größeren Traditionsstrom eingebettet wird.

Der einzelne Christ, aber auch die Gemeinde als Ganze brauchen sowohl die Tradition als auch das Fortschreiten, um geistlich gesund und zukunftsfruchtig wirken zu können. Es zeugt von geistlicher Unreife, wenn beides gegeneinander ausgespielt wird, weil man das jeweilige Pendant gering achtet.

1.4.1. „Bleiben“ in Traditionen

Wir pflegen Traditionen nicht nur mit dem Blick nach innen, sondern auch nach außen, weil wir davon überzeugt sind, dass gute christliche Traditionen auch für unsere Zeitgenossen unentbehrlich sind. Deshalb praktizieren wir sie selber und legen sie anderen ans Herz. Ich nenne beispielhaft..

- .. die *Heiligung des Sonntags*. Das Befolgen dieses Gebotes ist nicht in unser Belieben gestellt. Deshalb betrachten wir mit Sorge, dass der Sonntag in unserer Gesellschaft mehr und mehr zum Arbeits- und Verkaufstag degradiert wird. Darauf ruht kein Segen! Wir sollten selbst mit bestem Beispiel vorgehen: Der Sonntag ist m.E. nicht dazu gedacht, dass an ihm auf unseren Mitarbeitertagungen genauso gebüffelt wird wie die Woche über in der Schule oder an der Universität. Ebenso sollten Synoden und ähnliche Gremien den Sonntag nicht mit Tagesordnungspunkten überhäufen, sondern ihn als „Tag des Herrn“ festlich begehen. Indem wir den Sonntag heiligen, wird der Sonntag uns heiligen.
- .. das *würdige Begehen christlicher Feste*. Wir haben uns mittlerweile daran gewöhnt, dass unser Staat in immer neuen Anläufen christliche Feiertage als Verfügungsmasse betrachtet, die in wirtschaftlich engen Zeiten zur Disposition gestellt werden. Sich darüber zu entrüsten ist zu wenig, Wir müssen uns über politische Begehrlichkeiten nicht wundern, wenn wir unsere eigenen Feiertage nicht entsprechend würdigen. Man schaue sich nur einmal die dürftigen christlichen Angebote in den Kirchlichen Nachrichten der Tageszeitungen zu den zweiten Feiertagen unserer großen Feste an!
- .. das *Vertreten bestimmter Werte*, z.B. der Nächstenliebe, was sich in Solidarität, Rücksicht, Barmherzigkeit, Ehrfurcht vor dem Leben und Respekt vor Andersdenkenden äußert. Je mehr in unserem Land die Schere zwischen allgemeiner Moral und christlichen Werten auseinander geht, desto mehr sollten wir darauf bedacht sein, unsere Überzeugungen offensiv zu vertreten und selber in dem Rahmen umzusetzen, der uns zur Verfügung steht. Mehr denn je zeigt

sich, dass christliche Gemeinde zu einer Art „Kontrastgesellschaft“¹⁴ wird zu dem, was sich gesellschaftlich um uns herum zuträgt¹⁵.

Uns sind großartige, lebensdienliche Traditionen anvertraut, die darauf warten, offensiv und werbend vertreten zu werden. Hier gilt es für uns zu „bleiben“ und das, was geschenkt ist, festzuhalten und ebenso wertbewusst wie offensiv auf den Segen von Tradition zu verweisen. Wir hoffen darauf und beten dafür, dass das Kreise zieht und andere nachdenklich macht.

1.4.2. „Verändern“ zu Neuem

„Ändert euch durch die Erneuerung eures Sinnes“ (Röm 12,2). Diese Veränderung von innen her greift nach außen über. Wo haben wir uns als Christen und als Gemeinde heute zu verändern? Was steht an? Einige Beispiele seien herausgegriffen:

- Wir können die Menschen neben uns nicht in unserem Sinn verändern, aber wir können verändert mit ihnen umgehen und hoffen und dafür beten, dass das bei ihnen Veränderungsprozesse auslöst. Wer etwas bei anderen verändern möchte, muss deshalb bei sich selbst beginnen¹⁶. Wie kann eine derartige Erneuerung bei uns eingeleitet werden?
- Spürt man unserer Redeweise, dem Ambiente unserer Räume, unseren Gestaltungsformen an, dass wir das Jahr 2005 schreiben? Michael Herbst macht uns darauf aufmerksam: „Es ist nicht das Ärgernis des Kreuzes, wenn unsere Lieder und Musikstile Menschen abstoßen. Es ist nicht das Ärgernis des Kreuzes, wenn unsere Sprache nicht verstanden wird. Es ist nicht das Ärgernis des Kreuzes, wenn wir biblische Kenntnisse voraussetzen, die nicht mehr vorhanden sind. Es ist nicht das Ärgernis des Kreuzes, wenn unsere Veranstaltungen aus- und nicht einladend wirken“¹⁷. An uns und unserem Auftreten darf es jedenfalls nicht liegen, wenn Menschen heute zum Weg des Glaubens nein sagen. Wo müssen wir uns verändern, um die rettende Jesusbotschaft unverkürzt und doch zeitgemäß überbringen zu können?
- Kürzlich hat mich eine Aussage nachdenklich gemacht. „Wir hören viel zu viel“, lautete das selbstkritische Urteil meines Gesprächspartners¹⁸ im Blick auf uns in der Gemeinschaftsbewegung. Demzufolge verhindert die Fülle des Gehörten in der Gemeinde, dazu das tägliche Lesen in der Bibel, dass die einzelnen Aussagen noch wirklich tief in uns eindringen. Sie können kaum in uns nachklingen (Lk 2,19). Bevor der eine Bibeltext verarbeitet und in den Alltag umgesetzt ist, dringt bereits der nächste in uns ein. So überlagern sich die

¹⁴ Gerhard Lohfink, *Wie hat Jesus Gemeinde gewollt?*, Freiburg 1982, S. 142

¹⁵ „Juden und Christen sind auf Grund ihrer Bindung an die heilige Schrift zuallererst aufgefordert, in Zeiten moralischen Niedergangs Zeichen aufzurichten: Zeichen dafür, dass Gottes Gebote heilig und seine Ordnungen heilsam sind, dass man unter seinem Gebot im Segen leben und in seinen Ordnungen Heilung finden kann, Zeichen echter Humanität, die nur unter Gott zu wahren ist, ohne ihn aber verloren geht“ (Karl-Heinz Michel, *Die Wehen der Endzeit*, Gießen 2004², S. 39).

¹⁶ „Paulus erwartet von seinen Hörern nicht, daß sie dem „Christen Paulus ein Christ werden“, sondern er geht den umgekehrten Weg und wird „den Juden ein Jude“ etc. (1Kor 9,19ff). Paulus ändert sich. Daraus ergeben sich die Änderungen bei denen, die ihm am Herzen liegen“ (Christoph Morgner, *Jesus verkündigen - Glauben wecken - Menschen gewinnen*, Dillenburg 2000, S. 15).

¹⁷ Michael Herbst, *Außenorientierte Strukturen*, in: *akzente* 3 / 2002

¹⁸ Heinrich Kaufmann, Prediger und leitender Mitarbeiter auf dem „Schönblick“ in Schwäbisch Gmünd

biblischen Aussagen und paralysieren sich wechselseitig, so dass naturgemäß die Konsequenzen ausbleiben. Spitz gesagt: Vor lauter Hören kommt man nicht zum Gehorchen. Das leuchtet mir ein. Weniger könnte hier mehr sein. Wie lässt sich das ändern, ohne dem göttlichen Wort weniger Raum zu geben? Wie können wir eine Kultur des Hörens ausprägen, in der das Wort wirklich Wurzeln in uns schlagen und dann auch Frucht bringen kann? Was müsste hier in unseren Gemeinschaften, aber auch in der persönlichen Frömmigkeit verändert werden?

Exkurs: „Neuer Wein“ kontra „alte Schläuche“?

Nun wird vielfach argumentiert: Hat nicht Jesus selber gesagt (Lk 5,36-39), dass Altes und Neues so wenig zusammenpassen wie ein alter Flicker auf einem neuen Gewand und sich deshalb gegenseitig ausschließen? Daraus wurde und wird immer wieder die radikale Konsequenz abgeleitet: Altes muss weg. Neues muss an dessen Stelle treten. Neuer Wein braucht neue Schläuche:

- *Die Volkskirche ist das Überkommene und Schadhafte. Wer geistlich Neues anstrebt, muss die Konsequenzen ziehen und sie verlassen, um das Neue nicht von vornherein zu schädigen.*
- *Die Gemeinschaftsarbeit hat zweifellos ihre Zeit als gesegnete Bewegung gehabt. Doch heute steht sie wie ein erstorbener Erweckungskörper im Raum, der nicht erneuerbar ist. Wer Neuland betreten will, kann sich von ihr nur abwenden.*
- *Die herkömmliche Gemeinschaftsstunde hat ausgedient. Wir müssen uns von ihr verabschieden. Neue Elemente bieten sich an. Sie ersetzen das Alte.*

Doch eine derartige Auslegung zielt völlig an dem vorbei, was Jesus in seinen Vergleichen meint. Wer das Jesuswort dazu benutzt, um im Stil der Bilderstürmer Altes zu zerschlagen, hat nicht begriffen, was Jesus sagt. Denn unser Herr selber hat die religiösen Traditionen seiner Zeit keineswegs geringgeachtet, sondern gepflegt (Lk 4,16) So halten es später auch seine Jünger (Apg 4,1). Paulus predigt selbstverständlich in den Synagogen (Apg 13,5 u.ö.).

Jesus vernachlässigt das Alte nicht, sondern verweist darauf, dass ein kluger Hausvater „Neues und Altes“ in petto hat und diesen „Schatz“ den Seinen zugutekommen lässt. Tradiertes und Neues wollen in weiser Zusammenstellung kombiniert werden. Dann erweist man sich als ein „Jünger des Himmelreichs“ (Mt 13,52).

Was Jesus in seinen Bildern am Herzen liegt, geht weit über Gestaltungs- und Stilfragen hinaus. Es greift wesentlich tiefer. Ihm geht es um das grundlegend Neue, das in ihm angebrochen ist. Das verträgt sich nicht mit der von den Pharisäern gepflegten Theologie und Frömmigkeit. Mit seinem „Ich aber sage euch“, stellt sich Jesus dem entgegen und relativiert es (Mt 5,21ff). Später hält es der Apostel Paulus ebenso, wenn er sich in seinem Brief an die Galater dagegen wendet, die in den dortigen Gemeinden gelehrte Werkgerechtigkeit mit dem christlichen Glauben zu verknüpfen (2,16-21).

Ähnlich trägt es sich heute zu, wenn wir z.B. an die Esoterik und an den Islam denken: Beide wissen Jesus durchaus zu schätzen und reden in hohen Tönen von ihm. Aber hier wird zusammengefügt, was nicht zusammengehört. Jesus lässt sich

nicht irgendwo andocken und einbinden. Was Jesus ist und was er bringt, ist nicht kompatibel zu dem, was religiös vorhanden ist. Jesus steht für sich allein. Er sprengt jeden Rahmen.

1.5. Konsequenzen

Weil die Tradition der Erneuerung bedarf, aber die Erneuerung ebenso der Verwurzelung in Tradition, dürfen weder Tradition noch Erneuerung ausschließlich den Ton angeben. Wo das geschieht, verarmt die Gemeinde.

In der pietistischen Bewegung waren seit jeher beide Elemente konstitutiv und machten einen hohen Teil ihrer Faszination aus:

- Das Verwurzelte in der biblischen und reformatorischen Tradition. Die Pietisten der Anfangszeit haben sich bewusst als Sachwalter der Reformation verstanden.
- Das Offensein für Neues, das dazumal gleichsam in der Luft lag: Es wurden u.a. *collegia pietatis* eingerichtet, um neben dem herkömmlichen Gottesdienst Raum zu schaffen für den Einzelnen: für Gespräch, geschwisterlichen Austausch, zusätzliche Information und Gebet im überschaubaren Kreis.

Der Barockpietismus hat zielstrebig das Überkommene mit neuen, der Zeit gemäßen Elementen verbunden und es somit in einer veränderten Zeit – nach dem Dreißigjährigen Krieg - erneut zum Leuchten gebracht. Es sei daran erinnert, dass wir uns 2005 im Spener-Jahr befinden, in dem es sich für uns als Pietisten nahe legt, an die Ursprünge unserer Bewegung zu denken und vor allem an das, was damals auf den Weg gebracht worden und heute noch lebendig ist. Es lohnt sich um der aktuellen Arbeit willen, „zu den Quellen“ zurückzukehren¹⁹ und in einer Gemeinschaft diesbezügliche Vorträge und Mitarbeiterseminare dazu durchzuführen. Wir gehören zu einer reichen Bewegung, deren Schätze noch lange nicht gehoben sind.

1.5.1. Kompromisse pflegen

In unseren Gemeinden und ihren Gruppen liegt es auf der Hand: Jeder Christ ist in seinem Naturell aus anderem Holz geschnitzt. Der eine versteht sich mehr als Bewahrer, der andere mehr als Beweger. Der eine liebt die bunte Abwechslung, der andere das stetige Gleichmaß. Zwischen ihnen müssen um des Auftrags der Gemeinde willen (1Petr 2,9) Kompromisse gefunden werden, wenn es verträglich zugehen soll.

Diesbezügliche Kompromisse müssen unter uns ihr negatives Image verlieren. Wenn es nicht um die Frage unseres ewigen Heils geht, sind sie unerlässlich. Gerade auf dem Feld von Form- und Strukturfragen sind Kompromisse nötig. Das wird heißen: Die Traditionalisten und die Erneuerer gehen aufeinander zu. Sie sehen ein großes Maß an Berechtigung in der anderen Position. Nun sucht man Absprachen, um Extreme zu vermeiden. In dem Verabredeten kann sich jede Seite wiederfinden. Die Absprachen dürfen keine Seite überfordern, wenn in ihnen nicht von vornherein der Keim des Scheiterns liegen soll.

¹⁹ Siehe dazu u.a. Christoph Morgner, Philipp Jakob Spener und sein Reformprogramm (Manuskript)

Es erweist sich als hilfreich, wenn in den leitenden Gremien beide Gruppen vertreten sind. Damit wird eine Diktatur der einen über die anderen verhindert, wobei man jeweils meint, der anderen Seite Nachhilfeunterricht erteilen zu müssen. Es gibt erwiesenermaßen nicht *das* christliche Liedgut, *den* christlichen Musikstil und *die* christliche Kunst, sondern zum Glück eine Fülle unterschiedlicher Ausprägungen. Vielmehr lasst uns das Fragen einüben: Was kann jede Seite von der anderen lernen? Wo haben wir Nachholbedarf?

1.5.2. Einseitigkeiten mindern

Es gilt für eine Gruppe wie für jeden einzelnen Christen: Wo man einseitig abgedriftet ist, sind dringend die Gegengewichte durch die andere Seite vonnöten:

- Wer sich sehr traditionsorientiert verhält und am liebsten alles so bewahren möchte, wie er das seit jeher gewohnt ist, braucht dringend auffrischende Elemente der Erneuerung, um nicht vollends zu verkrusten.
- Wer spontan veranlagt ist und in seinem Erneuerungsdrang am liebsten alles umkrepeln möchte, der hat es nötig, auf die Segensspuren der Tradition verwiesen zu werden. Sonst wirkt sich der Happeningcharakter langfristig negativ auf die eigene Frömmigkeit, aber auch auf die Konstanz innerhalb einer Gemeinschaft aus.

1.6. Gemeinde als Baustelle

Wenn Paulus vom „erbauen“ und „aufbauen“ spricht, hat er nicht nur den einzelnen Christen vor Augen, sondern vor allem die gesamte Gemeinde (u.a. in Eph 4,12). Sie gleicht keinem fertigen Dom, sondern einer permanenten Baustelle. Was sich in ihr auch zuträgt, ist provisorisch. Alles hat vorläufigen Charakter. Wandlungen sind normal. Immer neu obliegt ihr die Aufgabe, die traditionellen Inhalte auf die Gegenwart mit ihren neuen Herausforderungen einzuspielen und dafür solche Formen zu finden, die sowohl Christen eine geistliche Heimat mit ihrem Klima des Vertrauten bieten als auch Außenstehenden ermöglicht, dazuzukommen und in ihr heimisch zu werden.

Deshalb hat man die Kirche als eine "ecclesia semper reformanda"²⁰ bezeichnet, d.h. als eine, die sich in einem stetigen Erneuerungsprozess zu befinden hat, soll sie sich gesund entwickeln. Ein ständiges Gleichbleiben gibt es nur in der Substanz des Evangeliums. Alles andere ist variabel. Jede Form, in der das Evangelium dargeboten wird, entspricht ihrer Zeit und hat damit ihre Zeit.

„Werden Formen als zeitübergreifend und immerfort gültig betrachtet, kommt es zu einem Innovationsstau. Das ständige Einspielen auf neue Gegebenheiten unterbleibt. Die Strukturen mit ihren ritualisierten Abläufen werden nicht mehr hinterfragt, sondern mit dem Inhalt identifiziert. Die Invariabilität von Formen wird mit der inhaltlichen Konstanz des Evangeliums begründet und in dieser verankert gesehen. Deshalb muss es als häretisches Unterfangen verdächtigt werden, wenn kritische Fragen an Formen gestellt werden.“

²⁰ Dieser Ausdruck wird Martin Luther zugeschrieben, kann aber bis heute nicht in seinem literarischen Werk ausfindig gemacht werden (siehe dazu Ch. Morgner, Leitung, S. 100).

Dabei lässt sich auch folgendes beobachten: Wenn man meint, ein Abflauen geistlichen Lebens feststellen zu müssen, so wird dieses häufig mit einem verstärkten Rückzug auf ehemals bewährte Ordnungen und Formen beantwortet. Was sich dann zu ereignen pflegt, kann nur als tragisch bezeichnet werden: Weil das Evangelium mit seiner Form in eins gesetzt wird, leiden darunter Weitergabe und Gestaltwerdung des Evangeliums. Die frohe Botschaft wird dann von Außenstehenden als vorgestrig und museal erlebt. Aber auch intern breitet sich Unbehagen aus. Die Gemeinschaftsstunde langweilt. Ihre Gestaltungselemente sind seit Jahrzehnten gleichgeblieben. Die Abläufe werden von vielen als nicht mehr zeitgemäß empfunden. Andere widersprechen vehement. Ihnen ist das Vertraute zum Zuhause geworden, das sie nicht mehr missen möchten. Die Kluft z.B. zwischen Jung und Alt, aber auch zwischen Insidern und neu Hinzugekommenen, wird größer. Unzufriedenheit wächst. Die Zahlen sind rückläufig. Oft weiß man nicht, warum das in früherer Zeit Bewährte nicht mehr greift und zündet.

Was sich hierbei über Jahre und Jahrzehnte hinweg als Erneuerungsdefizit angestaut hat, äußert sich dann - wenn überhaupt - als plötzlicher Ruck und eruptiver Schub. Weil kein Umgestalten in stetiger, gleichsam homöopathischer Dosierung geübt wurde, kommt es unvermeidlich zu chirurgisch-schmerzhaften Einschnitten und unkontrollierbaren Brüchen. Werden erneuernde Schritte gewagt, geraten sie zu regelrechten Sprüngen. Am Neuen entzünden sich Gegensätze. Es polarisiert. Viele vermissen das Vertraute. Anderen gehen die Reformen nicht weit genug.

Zahlreiche Erfahrungen belegen: Wo wir in unseren Gemeinschaften heute missionarisch beweglich handeln, dabei Altes achten, zugleich aber behutsam und wachstümlich Neues anstreben und uns in unseren Arbeitsformen auf die Menschen einzustellen versuchen, die wir für Jesus gewinnen möchten, lassen sich, wie viele Erfahrungen bestätigen, Menschen in unsere Häuser und Versammlungen einladen. Viele finden zum lebendigen Glauben. Ich wehre mich mit guten Gründen dagegen, von den missionarischen Chancen und vom geistlichen Geschehen unserer Tage gering zu denken²¹.

Weil christliche Gemeinde Baustelle ist, ist uns eine ständige „Produktverbesserung“ aufgetragen, ein kontinuierlicher Veränderungsprozess. Das ändert sich erst im Himmel. Bis dahin wird uns die fruchtbare Balance zwischen Tradition und Fortschritt in Atem halten.

²¹ Ch. Morgner, Leitung, S. 100f